



Früherkennung in der offenen Jugendarbeit zwischen Unterstützung und Kontrolle

Text: Prof. Dr. phil. Martin Hafen

Einleitung

Es gibt kaum einen professionellen Interventionsbereich, der so kritisch beurteilt wird wie die Früherkennung: Die pränatale Diagnostik wird gerne dem Verdacht ausgesetzt, sie orientiere sich an einem perfektionistischen Menschenbild und verfolge die Ausmerzungen allen Lebens, das diesem Bild nicht entspricht (z.B. Kinder mit einem Down-Syndrom). Früherkennung von Entwicklungsstörungen im Kleinkindalter muss sich gegen den Verdacht wehren, die Förderung von Kindern zu begünstigen, die möglichst gut in unsere kapitalistische Leistungsgesellschaft passen. Wird in einem Unternehmen ein Absenzenmanagement zur Früherkennung eingesetzt, so wird Argwohn darauf geachtet, dass das Instrument nicht einfach zu Kontrolle der Präsenz missbraucht wird. Und in der Sozialen Arbeit wird die Früherkennung sogar als ‚Fürsorgliche Belagerung‘ (Dallmann 2011) gebrandmarkt.¹ Selbst in der Medizin ist die Früherkennung (etwa in der Form von umfassenden Screenings bei Brust- oder Prostatakrebs) nicht unumstritten.

Trotz der immer wieder geäußerten Verdachtsmomente wird der Nutzen der Früherkennung in keinem der genannten Bereiche grundsätzlich bestritten. Die Früherkennung ermöglicht, ein Problem in der Frühphase seiner Entstehung zu erkennen und es anzugehen, bevor es sich verschlimmert und nur noch mit Mühe beseitigt werden kann. Die kontroversen

Meinungen und die Heftigkeit der Argumente deuten darauf hin, dass bei der Diskussion um die Angemessenheit von Früherkennung konfligierende Werthaltungen im Spiel sind.

Das Ziel dieses Textes ist nicht, in dieser Kontroverse Stellung für die eine oder andere Seite zu beziehen. Vielmehr sollen am Beispiel offener Jugendarbeit die Argumente für und wider die Früherkennung einander gegenübergestellt werden, um einen klareren Blick auf den Nutzen des Ansatzes zu erhalten, ohne über seine problematischen Seiten hinwegzusehen. Der Text verfolgt damit eine ethische Perspektive - zumindest wenn man dem Ethik-Verständnis des deutschen Soziologen Niklas Luhmann folgt. Luhmann (1998) versteht Ethik nicht als übergeordnete Form von Moral, die zum Vornerein vorgibt, was oder gar wer als ‚gut‘ oder ‚schlecht‘ zu bewerten ist. Vielmehr konzipiert er Ethik als Reflexionstheorie der Moral - als eine Anleitung zum Stellen von Fragen, deren Beantwortung jeweils vom Kontext abhängig ist und nicht ein für alle Mal erfolgen kann. Oder um es in den Worten von Heinz von Foerster (1993) auszudrücken: „Nur die Fragen, die im Prinzip unentscheidbar sind, können wir entscheiden.“ Die ethischen Fragen der Früherkennung sind – das wäre die These hier – grundsätzlich unentscheidbar, da es keine absoluten, für jede Situation und jeden Beobachter gültigen Werte gibt, um diese Entscheidung zu fällen. Für von Foerster (1993, S. 73) bringt das Freiheit der Wahl mit sich, aber mit dieser Freiheit

auch die Verantwortung für die eigenen Entscheidungen.

Die Form der Früherkennung und der Frühintervention

Bevor wir uns einigen ethisch relevanten Fragestellungen zuwenden, werfen wir einen Blick auf die Form der Früherkennung und der mit der Früherkennung untrennbar verbundenen Frühintervention (vgl. dazu Hafen 2005, 2013, S. 93-99). Früherkennung ist - anders als Prävention und Behandlung - keine Form von Intervention, sondern organisierte Diagnostik. Sie entfaltet selbst keine präventive Wirkung. Das tun nur die Maßnahmen der Frühintervention, die (wie alle behandelnden Maßnahmen) immer auch der Verschlimmerung der Probleme und Entstehung von Folgeproblemen zuvorkommen (= lat. praevenerie).

In psycho-sozialen Handlungsfeldern wie der offenen Jugendarbeit stehen für die Früherkennung keine technischen Apparate zu Verfügung wie in der Medizin. So kann man im Kontext der offenen Jugendarbeit bei jugendlichen schlecht ein MRI machen, um neuronale Prädispositionen für gewalttätiges Verhalten zu erkennen. Auch der Einsatz von Fragebögen, wie sie im Rahmen des Diagnostic and Statistic Manual of Mental Disorders (DSM IV) üblich sind, können hier (aus Gründen des Aufwandes, aber auch aus ethischen Überlegungen) nicht flächendeckend eingesetzt

werden. Sie sind erst sinnvoll, wenn konkrete Anhaltspunkte für ein bereits bestehendes Problem vorliegen. Man könnte hier in Anlehnung an die entsprechende Präventionsterminologie von ‚sekundärer‘ oder ‚indizierter‘ Früherkennung‘ sprechen. Bevor diese umfassende, aufwändige und potenziell stigmatisierende ‚Frühdiagnostik‘ Sinn macht, geht es darum, auf der Ebene einer ‚primären‘ oder ‚universellen‘ Früherkennung kommunikative Prozesse auf den folgenden drei Ebenen zu systematisieren:

- auf der Ebene der Beobachtung von Problemanzeichen,
- auf der Ebene des Austausches dieser Beobachtungen und
- auf der Ebene der Einleitung von Maßnahmen der Frühintervention.

Derartige ‚primäre‘ Früherkennung in psychosozialen Handlungsfeldern wie dem Kinderschutz oder der offenen Jugendarbeit basiert auf der einfachen Annahme, dass mehrere Beobachter mehr sehen als einzelne. Wenn nun in der offenen Jugendarbeit Probleme wie Jugendgewalt, Mobbing, Rassismus, Sucht, Suizidalität etc. in einem frühen Stadium systematisch erkannt werden sollen, dann bedingt dies eine verstärkte Vernetzung und Kooperation von Fachpersonen und Fachorganisationen auf den beschriebenen drei Ebenen. Mit der Berücksichtigung der Perspektiven unterschiedlicher Beobachter, die mit den Jugendlichen in einer professionellen Beziehung stehen, steigt die Wahrscheinlichkeit des Erkennens von ungünstigen Entwicklungen. Damit wird die Voraussetzung für fachlich angemessene Maßnahmen im Kontext sekundärer Diagnostik sowie der Frühintervention geschaffen. Diese Maßnahmen tragen dazu bei, dass das beobachtete Problem präziser erfasst wird, dass es sich dank der angemessenen Behandlungsmaßnahmen nicht verfestigt und dass es keine Folgeprobleme generiert.

Unterstützung und Kontrolle als zwei Seiten einer Unterscheidung

Bevor wir am Ende des Textes näher auf die organisatorischen Belange einer effizienten Früherkennung eingehen, wollen wir uns ausgehend von der Unterscheidung ‚Unterstützung/Kontrolle‘ den ethisch relevanten Fragestellungen des Ansatzes zuwenden. Die soziologische Systemtheorie ist eine Theorie, die grundsätzlich auf Unterscheidungen anstatt auf Einheiten (Entitäten) setzt (vgl. dazu grundsätzlich Luhmann 1994). Eine Grundannahme dieser differenztheoretischen Ausrichtung besteht darin, dass jede Bezeichnung im Kontext einer Unterscheidung erfolgt. Von ‚Gesundheit‘ kann man zum Beispiel nur sprechen, wenn man davon ausgeht, dass es Phänomene der Nicht-Gesundheit (Krankheiten, Verletzungen, Behinderungen) gibt, von denen sich die Gesundheit unterscheidet. Um Begriffe zu definieren, bietet sich aus dieser Perspektive an, immer wieder den Blick auf die andere Seite der Unterscheidung zu werfen und die beiden Seiten zueinander in Bezug zu setzen.

Wählt man dieses differenztheoretische Vorgehen zur Analyse der Unterscheidung von Unterstützung und Kontrolle, dann sieht man auch hier, dass die beiden Seiten nicht losgelöst voneinander sind, sondern zueinander in Beziehung stehen. Das lässt sich unter anderem daran erkennen, dass Kontrolle durchaus auch eine unterstützende Funktion haben kann (etwa die Kontrolle der Finanzen im Rahmen einer Schuldenberatung) und umgekehrt die Unterstützung - so gut gemeint sie auch immer ist - auch kontrollierende Elemente umfasst. Es geht demnach nicht um ein Entweder-Oder von Unterstützung und Kontrolle, sondern um eine aktive Auseinandersetzung mit der Frage, in welcher Situation eher Unterstützung und in welcher eher Kontrolle gefragt ist. Dabei bietet sich aus professionsethischen Gründen an, die generelle Präferenz auf die Unterstützung zu

legen, also Kontrolle nur auszuüben, wenn sie der Unterstützung der betroffenen Person dient.

Rahmenbedingungen einer Früherkennungsethik

Neben der Unterscheidung von Unterstützung von Kontrolle ergeben sich bei der Früherkennung weitere Spannungsfelder - Spannungsfelder, die in mancher Hinsicht denjenigen der Prävention ähnlich sind. Eines dieser Spannungsfelder ist ein (man könnte fast sagen: diabolischer) Mechanismus, den Fuchs (1998, S. 371) als ‚Risiko-Ignoranz-Risiko‘ bezeichnet: Dadurch, dass Prävention und Früherkennung zukünftige Gefahren in Bezug zu gegenwärtigen Entscheidungen setzen, transformieren sie diese Gefahren zu Risiken, denen man vorbeugen oder die man in einem frühen Stadium eliminieren kann. Entscheidet man sich gegen eine systematische Vorbeugung oder Früherkennung, sieht man sich beim Eintreten oder der Chronifizierung des Problems rasch mit dem Vorwurf konfrontiert, dass man früher hätte handeln können/sollen. Bisweilen ist die Sorge um die Entwicklung von einzelnen Jugendlichen ja durchaus berechtigt. Oft führt jedoch die Angst, für eine ungünstige Entwicklung zur Verantwortung gezogen zu werden, bei den involvierten Fachleuten und Organisationen zu einer übervorsichtigen Haltung, welche die Entwicklung der Jugendlichen nicht selten eher hemmt als fördert.

Es gibt durchaus Wege, einer solchen übermäßigen (Vor)sorge vorzubeugen. Einer dieser Wege führt über eine veränderte Einschätzung der Risiken auf der einen und über eine erhöhte Risikoakzeptanz auf der anderen Seite. Aus unterscheidungstheoretischer Perspektive haben die unablässigen Bemühungen zur Erhöhung der Sicherheit und der Verbesserung der Gesundheit eine unangenehme Begleiterscheinung: Je selbstverständlicher Sicherheit und Gesundheit werden, desto sensibler reagieren wir auf Un-

sicherheit und Krankheit. Ein Beispiel dafür ist die Sicherheit im öffentlichen Raum. Wohl noch nie in war es im Gebiet des deutschsprachigen Europa sicherer als heute, sich als Privatperson im öffentlichen Raum zu bewegen als in dieser Zeit. Verfolgt man jedoch die Debatten rund um die Jugendgewalt, entsteht der Eindruck, es sei noch nie so gefährlich gewesen, sich abends oder nachts im öffentlichen Raum aufzuhalten. Natürlich tragen die Massenmedien mit ihrer Berichterstattung über Gewaltvorfälle zur gängigen Alarmierung bei. Es ist aber auch die Gewöhnung an Sicherheitsstandards, welche die durchschnittliche Sensibilität erhöht. Sicherheit wird wie Gesundheit als unbeschränkt herstellbares Gut gesehen. Dabei wird vergessen, dass Momente der Gefahr genauso unvermeidbare Aspekte des Lebens darstellen wie Krankheiten und letztlich auch der Tod.

Das ist *kein* Plädoyer dafür, bei Phänomenen wie Jugendgewalt, Suchtmittelkonsum, Suizidalität oder Rassismus einfach eine fatalistische Haltung in Sinne eines ‚das kommt schon gut‘ einzunehmen. Aber es ist ein Plädoyer für mehr Gelassenheit und ein besser ausgebildetes Bewusstsein dafür, dass es die totale Sicherheit genau so wenig gibt wie vollständige Gesundheit oder ein ewiges Leben. Schließlich ist zu beachten, dass die übertriebene Sorge auch zu Maßnahmen und Entscheidungen führen kann, die ihrerseits wieder schädliche Auswirkungen haben - etwa dann, wenn Sicherheitsvorschriften die Handlungsfreiheit von Kindern und Jugendlichen in pädagogischen Kontexten so weit einschränken, dass sie Erfahrungen nicht mehr machen können, die wichtig für ihre Entwicklung sind.

Grenzen setzen und Eigenverantwortung fördern

Jugendliche bieten sich für die Übung von Gelassenheit in besonderem Maße an. Aus der Perspektive der Entwicklungspsychologie zum Beispiel bilden die Pubertät und die Adoleszenz die

Übergangsphasen von der Kindheit zum Erwachsenenalter. Austesten und Überschreiten von Grenzen gehört in diesem Lebensabschnitt genauso dazu wie riskantes Verhalten. Und aus der neurobiologischen Forschung (etwa Crone 2011) weiss man, dass das mit Einsetzen der Pubertät das Zusammenspiel zwischen dem limbischen System (Gefühle) und dem präfrontalen Kortex (Gefühlsregulation und Konzentration) destabilisiert wird und erst im Alter von rund 25 Jahren wieder eine beständigere Form annimmt. Reduzierte Aufmerksamkeit und überbordende (positive und negative) Gefühle sind in dieser Altersphase demnach genauso ‚normal‘ wie die damit verbundenen riskanten und bisweilen ‚irrational‘ erscheinenden Verhaltensweisen. Viele Formen ‚störenden‘ Verhaltens von Jugendlichen sind demnach entwicklungsbedingt und entspringen nicht einfach ‚bösem Willen‘. Auf der anderen Seite begünstigt die neuronale Entwicklung in dieser Lebensphase Bewegungsfreude und Kreativität, die konstruktiv genutzt werden können.

Dies zu wissen, kann dabei helfen, Jugendlichen mit mehr Gelassenheit und Vertrauen zu begegnen, ohne einfach alles widerspruchslos zu akzeptieren. Jugendliche brauchen Grenzen - nicht zuletzt, um diese austesten und gelegentlich auch überschreiten zu können. Es wäre demnach kontraproduktiv, diese Grenzen nicht zu setzen resp. durchzusetzen. Wird den Jugendlichen der entsprechende Widerstand nicht geboten, werden sich diesen Widerstand durch immer provokanteres und riskanteres Verhalten erschaffen. Für die Früherkennung ist das Setzen von angemessenen Grenzen darum so wichtig, weil eine systematische Überschreitung dieser Grenzen ein Anzeichen dafür sein kann, dass im Leben der betreffenden Jugendlichen Dinge ernsthaft schief laufen und dass entsprechend Bedarf für ein genaueres Hinschauen besteht.

Die Fachleute in der offenen Jugendarbeit sind entsprechend angehalten, umsichtig mit der Differenz von ‚Grenzen setzen‘ und ‚Freiraum ge-

währen‘ umzugehen. Wiederum geht es nicht darum, eine Seite der Unterscheidung als das Mass aller Dinge zu betrachten. Vielmehr besteht die Herausforderung darin, in jeder Situation eine begründete Entscheidung für die eine oder andere Seite zu treffen. Das ist eine anspruchsvolle Aufgabe, die vor allem eines bedingt: eine tragende, respekt- und vertrauensvolle Beziehung zwischen den Fachleuten und den Jugendlichen, denn nur auf dieser Basis verfügt man über ausreichende Informationen, um die richtigen Entscheidungen zu treffen. Eine tragende Beziehung ist auch die Basis für einen konstruktiven Umgang mit Erfahrungen des Scheiterns. Das Setzen von Grenzen und das Gewähren von Freiräumen und Eigenverantwortung schliesst ja immer auch die Möglichkeit der Grenzüberschreitung und des Nichtwahrnehmens von Verantwortung mit ein. Wenngleich diese Fälle die Ausnahme bleiben sollen, sind sie doch wichtige Elemente eines Lernprozesses, an dessen Ende die Befähigung der Jugendlichen liegt, selbst verantwortungsvolle Entscheidungen zu fällen und sich damit auch Grenzen zu setzen. *Das* ist Eigenverantwortung; nicht das Befolgen von Vorgaben, die durch die Erwachsenen definiert werden. Hier wäre von Gehorsam zu sprechen. Auch dieser ist manchmal nötig; er sollte aber die Ausnahme und nicht die Regel sein.

Beziehung auch als Grundlage der Früherkennung

Der Begriff für diese Bemühungen von Seiten der Fachleute heißt ‚Erziehung‘. Erziehung ist ein soziales Korrektiv, das die individuelle Entwicklung begleitet, ohne sie zu bestimmen. Die dafür notwendige tragende Beziehung zu den Jugendlichen kann sich nur aus einem respektvollen und emphatischen Umgang mit ihnen ergeben. Tragende Beziehungen zwischen den Jugendlichen und ihren erwachsenen Bezugspersonen bilden auch die Basis der Früherkennung in der offenen Jugendarbeit. Da die Psychen

der Jugendlichen einer Beobachtung von außen entzogen sind, können Anzeichen von Problemen nur anhand von kommunikativem Handeln und anderen Verhaltensweisen erschlossen werden. Dieses Erschließen ist nie objektiv möglich. Es bleibt Interpretation, und diese Interpretation ist geprägt durch die Sinnhorizonte der Erwachsenen Bezugspersonen, die bei weitem nicht den Sinnhorizonten der Jugendlichen entsprechen müssen. Um zu verstehen, wie die psychosoziale Entwicklung von einzelnen Jugendlichen idealerweise verläuft und um beurteilen zu können, ob einzelne Verhaltensweisen (z.B. Kiffen) schon Anzeichen für ernstzunehmende Probleme darstellen, braucht es eine ernsthafte, respektvolle und kontinuierliche Auseinandersetzung mit den Jugendlichen und ihren Bezugspersonen (insbesondere den Eltern). Exakt das unterscheidet ‚primäre‘ Früherkennung im psychosozialen Bereich von ‚sekundärer‘ Früherkennung, die beobachtete Problemanzeichen mittels umfassender, wissenschaftlich fundierter Diagnoseinstrumente tiefschärfer beschreibt.

Die besondere Position der offenen Jugendarbeit

Folgt man diesen Ausführungen, so hat die offene Jugendarbeit alle Voraussetzungen für eine effiziente Früherkennung. Sie beruht auf tragenden Beziehungen zwischen erwachsenen Bezugspersonen und Jugendlichen in einem Umfeld, das andere Möglichkeiten der Beziehungspflege bietet als die andern relevanten Bezugssysteme der Jugendlichen - etwa in Hinblick auf das Führen von informell-vertraulichen Gesprächen, die in institutionellen und auch familiären Kontexten nicht immer möglich sind. Die offene Jugendarbeit kann Vertrauen aufbauen, ohne gleichzeitig als Selektionsinstanz tätig sein wie die Schule, und sie ist auch nicht durch die gleiche Sorge um die künftige (insbesondere schulische und berufliche) Entwicklung der Jugendlichen belastet wie die Familie.

Weiter erlaubt ihr Verhältnis den Jugendlichen gegenüber den in der Jugendarbeit tätigen Fachleuten einen andern Blick auf die Probleme, deren Anzeichen im Rahmen der Früherkennung diagnostiziert werden sollen. Diese ‚Jugendprobleme‘ sind ja nicht in jedem Fall auch Probleme der Jugend. Ein Beispiel dafür ist der Alkoholkonsum, der für die Jugendlichen (wir für die Erwachsenen bisweilen auch) eine starke gemeinschaftsstiftende Bedeutung hat. Sich am Wochenende nicht am Gruppenbesäufnis zu beteiligen, bringt dann schnell das Risiko mit sich, aus der Gleichaltrigengruppe ausgeschlossen zu werden. Während übermäßiger Alkoholkonsum körperliche Schädigungen begünstigt, ist soziale Exklusion aus relevanten Bezugssystemen ein Belastungsfaktor für die psychische Gesundheit. Jugendliche verhalten sich demnach nicht nur gesundheitschädigend, wenn sie sich (eigenverantwortlich!) für das Mittrinken entscheiden.

Gelassenheit und Ernsthaftigkeit

Das Beispiel ist (wie immer) keine Aufforderung, Phänomene wie Rauschtrinken auf die leichte Schulter zu nehmen. Der Konsum großer Mengen hochprozentigen Alkohols in kurzer Zeit kann für einen 15-jährigen tödlich sein. Nur weil das geschehen kann, heißt das noch lange nicht, dass die fachliche Sicht der Dinge die einzig richtige ist und dass das Problem mit *allen Mitteln* bekämpft werden muss. Die hohe Attraktivität von Rauscherlebnissen für Jugendliche ist eine Tatsache, die mit Verboten und moralisierenden Appellen nicht aus der Welt geschafft werden kann. Gerade wenn Rauschtrinken (wie Rauchen, Kiffen, Gewaltanwendung etc.) zu einem Aspekt der Gruppenidentität und damit zu einem Inklusionsaspekt geworden ist, besteht kaum eine Möglichkeit, die Einzelnen oder gar die Gruppen dazu zu bringen, ihre sozialen Trinkanlässe oder andere problematisierten

Vorlieben aufzugeben (Hafen 2006). Was gelingen kann, ist allenfalls die Verbesserung der Risikokompetenz. Doch auch sie kann nur von außen erfolgreich beeinflusst werden, wenn eine vertrauens- und respektvolle Beziehung zwischen den Fachleuten und den Jugendlichen besteht.

Neben der Einsicht, dass die durch die Früherkennung fokussierten Probleme nicht einfach aus der Welt geschafft werden können, sollte auch die Fähigkeit zur Einschätzung der einzelnen Probleme gefördert werden. Nicht jede Verstimmung ist eine Depression, nicht jeder Kratzer ein Hinweis auf Selbstverletzung, nicht jede Rängelei ein Fall von Jugendgewalt, nicht jede spöttische Bemerkung Mobbing und nicht jede anzügliche Bemerkungen eine sexuelle Belästigung. Es geht darum, ein ausgewogenes Maß von Gelassenheit und Ernsthaftigkeit finden. Hinzuschauen, wo hinschauen angebracht ist, und sich dabei nicht vom zunehmenden Sicherheits- und Ordnungswahn vereinnahmen lassen. Denn wie gesagt: riskantes und provokantes Verhalten ist Bestandteil der jugendlichen Entwicklung.

Die Organisation von Früherkennung

Wir haben gesehen, dass die offene Jugendarbeit gute Voraussetzungen als Früherkennungsinstanz mit sich bringt. Da in der offenen Jugendarbeit (anders als in der Schule) in der Regel nur wenige Personen arbeiten und daher die Zahl der Früherkennungsinstanzen zwangsläufig beschränkt ist, bietet sich an, dass sich die offene Jugendarbeit mit andern Systemen vernetzt. Prinzipiell sind alle sozialen Systeme prädestiniert für Früherkennung, die relevante Umwelten für die Jugendlichen darstellen: die Schule, die Familie, die Sportvereine, Jugendtreffs, die Polizei etc. Je mehr dieser Stellen in ein Früherkennungsnetzwerk eingebunden werden, desto mehr unterschiedliche Sichtweisen können genutzt werden. Dabei kann es nicht darum gehen, ein totalitäres



Überwachungsnetzwerk aufzuziehen. Vielmehr wäre das Ziel, die Fachpersonen so zu vernetzen, dass sie sich persönlich kennen und wissen, was die ändern tun. Die dadurch entstehenden professionellen Beziehungen bilden dann die Grundlage für einen Austausch über Beobachtungen, die mit vermuteten ungünstigen Entwicklungen von Jugendlichen zu tun haben.

Anders als in organisationsinternen Früherkennungsnetzwerken (z.B. in einer Schule) werden hier nicht nur Fachpersonen, sondern auch die Organisationen in das Netzwerk eingebunden. Sie alle müssen sich zuerst für eine aktive Mitwirkung am Netzwerk entscheiden und die entsprechenden Mittel zur Verfügung stellen,

was in der Praxis selten ausreichend geschieht. Zudem steht ihm Rahmen des Aufbaus eines Organisationsnetzwerkes die Diskussion von Fragen an, die sorgfältig geklärt werden müssen - etwa Fragen des Datenschutzes, Fragen zu Rechtsgrundlagen der Früherkennung oder Fragen zu grundsätzlichen Haltungen in der Arbeit mit den Jugendlichen (z.B. Parteilichkeit).

Ob innerhalb einer Organisation oder im Rahmen von Organisationsnetzwerken: Der Aufbau eines Früherkennungsnetzwerks ist ein anspruchsvoller Prozess, der Beharrlichkeit und eine ausgeprägte Bereitschaft zur Kooperation bedingt. In Hinblick Früherkennungsnetze mit mehreren Organisationen zeigt die Netzwerkforschung (etwa Turrini et al. 2010)

welche Faktoren die Bildung eines gut funktionierenden Netzwerkes begünstigen. Der primäre Erfolgsfaktor und gleichzeitig ein wichtiger Indikator für den Netzwerkerfolg ist - wenig überraschend - der Integrationsgrad. Je mehr sich die angeschlossenen Organisationen und Fachpersonen in einem Netzwerk engagieren, desto mehr profitieren sie voneinander. Das sichert ihre Motivation für ein weiteres Engagement und damit auch die Qualität der Maßnahmen. Ein Faktor für die Erhöhung des Integrationsgrades ist die Einbettung des Netzwerks im Gemeinwesen. Diese Einbettung kann also maßgeblich dadurch gefördert werden, dass das Netzwerk durch die Behörden unterstützt und auch angemessen kontrolliert wird. Neben einem gewissen Maß an Formalisierung (z.B. in der Form von regelmäßigen Terminen) bedingt die basis-demokratische Grundstruktur von Netzwerken ein hohes Maß an Transparenz. Das bedingt unter anderem, dass Hierarchieunterschiede zwischen den verschiedenen Professionen und Berufen (z.B. zwischen den Lehrkräften und den Sozialarbeitenden) im Früherkennungsnetzwerk so gering wie möglich gehalten werden. Mit einer gut durchdachten Kommunikationsstrategie kann zudem verhindert werden, dass der Verdacht einer Bevorteilung einzelner Netzwerkmitglieder aufkommt. Das zentrale strukturelle Element erfolgreicher Netzwerkarbeit ist jedoch eine Koordinationsstelle, welche die administrativen Aufgaben (Sitzungseinladungen, Protokollerstellung, Wissensmanagement etc.) erledigt und die Netzwerkmitglieder entsprechend entlastet. Netzwerke sind verglichen mit Organisationen relativ flüchtige Systeme, die schnell zur Auflösung tendieren, wenn ihr Fortbestand alleine durch die Motivation der Netzwerkmitglieder bedingt ist. Wenn die öffentliche Hand an einem effizienten und qualitativ hochstehenden Früherkennungsnetzwerk interessiert ist, dann ist sie gut beraten, ausreichend in den Aufbau und die Koordination dieser Netzwerke zu investieren. Das

ist in der offenen Jugendarbeit nicht anders als bei der frühen Förderung.

Aktive Vernetzung

Oft ist es in einer Gemeinde oder in einem Stadtteil nicht möglich, ein beständiges Netzwerk zu etablieren. In diesem Fall ist es schon vor Vorteil, wenn eine lose Vernetzung zwischen den Organisationen und Fachpersonen besteht, die es erlaubt, bei Bedarf aufeinander zuzugehen. Die offene Jugendarbeit tut gut daran, diese Vernetzung von sich aus aktiv anzugehen. Im Vordergrund steht dabei die Vernetzung mit Fachorganisationen, die im Kontext der Frühbehandlung eine Rolle spielen wie eine Jugendberatungsstelle oder eine Fachstelle für Gewaltprävention. Solche Organisationen können auch beigezogen werden, wenn es im Rahmen einer internen Weiterbildung darum geht zu klären, was ernsthafte Anzeichen von bestimmten Problemen sind. Suizidalität, Mobbing, Depression, Magersucht, selbstverletzendes Verhalten, Spielsucht, aber auch Jugendgewalt sind alles Probleme, die in ihrer Frühphase nicht einfach zu erkennen sind, da emotionale Verstimmungen, Drangsalieren, kleinere Verletzungen, Spielen um kleine Geldbeträge oder körperliche Rangeleien in diesem Alter ganz normale Verhaltensweisen darstellen, die noch keinen endgültigen Hinweis auf ein schwerer wiegendes Problem erlauben. Da braucht es neben dem Austausch zwischen den verschiedenen Beobachtungsinstanzen bisweilen auch fachliche Unterstützung, die das Risiko verringert, dass es zu überzogenen oder zu späten Interventionen kommt.

Abschliessende Bemerkungen

Fassen wir zusammen: Früherkennung und Frühintervention sind ist aus der hier entwickelten Perspektive nicht nur in der Medizin, sondern auch in der Sozialen Arbeit im Allgemeinen und in der offenen Jugendarbeit im

Besonderen eine unverzichtbare Strategie des Hinschauens und Handelns. Für eine erfolgreiche Implementierung dieser Strategie ist es von zentraler Bedeutung, dass der immer wieder geäußerte Kontrollverdacht ernstgenommen und so weit wie möglich entkräftet wird. Der Fokus ist eindeutig auf die Unterstützung der Jugendlichen zu legen, wobei Kontrolle in Ausnahmefällen durchaus ein Aspekt dieser Unterstützung sein kann. Eine tragende Beziehung zwischen den Fachpersonen und den Jugendlichen ist dabei eine genauso zentrale Voraussetzung wie die Zusammenarbeit zwischen den Fachleuten, die Kooperationsbereitschaft und Zeit erfordert. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, so stellt die Früherkennung (auch) in der offenen Jugendarbeit eine vielversprechende Strategie der Unterstützung von Jugendlichen in der nicht immer einfachen Übergangszeit von der Kindheit zum Erwachsenenalter dar.

Literatur

- Crone, Eveline (2011): Das pubertierende Gehirn. Wie Kinder erwachsen werden. Droemer, München
- Dallmann, Hans-Ulrich (2011): „Fürsorgliche Belagerung“. In: SuchtMagazin 5/2011: 37-41
- Fuchs Peter (2008): Prävention – Zur Mythologie und Realität einer paradoxen Zuverlässigkeit. In: Irmhild Saake/Werner Vogd (Hrsg.), *Moderne Mythen der Medizin. Studien zur organisierten Krankenbehandlung*. VS, Wiesbaden, S. 363-378
- Hafen, Martin (2005): Sekundärprävention als Früherkennung – eine Chance für Prävention und Behandlung. In: *Fachzeitschrift Soziale Arbeit* 9.2005: 337-343
- Hafen, Martin (2006): Rauchen als Aspekt der Gruppenidentität. Systemtheoretische Überlegungen zu einem kaum beachteten Aspekt. In: *Wiener Zeitschrift für Suchtforschung* Jg. 29 2006 Nr. 1/2: 27-36
- Hafen, Martin (2013): *Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis*. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Carl Auer, Heidelberg
- Luhmann, Niklas (1994): *Soziale Systeme - Grundriss einer allgemeinen Theorie*. 5. Aufl., Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Luhmann, Niklas (1998): Ethik als Reflexionstheorie der Moral. In: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd. 3. 2. Aufl., Suhrkamp, Frankfurt am Main, S. 358-447
- Turrini, Alex / Cristofoli, Daniela / Frosini, Francesca / Nasi, Greta (2010): *Networking Literature about Determinants of Network Effectiveness*. *Public Administration*, Vol. 88, No. 2: 528-550

Von Foerster, Heinz (1993): *Kybernetik*. Merve, Berlin

¹ Der reisserische Titel des Artikels täuscht darüber hinweg, dass Hans-Jürgen Dallmann der Früherkennung gegenüber nicht einfach grundsätzlich ablehnend eingestellt ist, sondern (wie dieser Text auch) die Klärung relevanter ethischer Fragestellungen einfordert.

Martin Hafen

Prof. Dr. phil., Dozent Hochschule Luzern - Soziale Arbeit
Kompetenzzentrum Prävention und Gesundheitsförderung

Werftestr. 1, Postfach 3252
6002 Luzern, Schweiz
Tel. 0041 +61 367 48 81
E-Mail: martin.hafen@hslu.ch
Web: www.fen.ch

Der Autor ist Sozialarbeiter HFS und promovierter Soziologe. Er arbeitet als Dozent und Projektleiter an der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit, wo er unter anderem den Weiterbildungs-Masterstudiengang MAS in Prävention und Gesundheitsförderung leitet. Sein thematischer Schwerpunkt liegt in der Erarbeitung und Weiterentwicklung einer umfassenden Reflexionstheorie von Prävention und Gesundheitsförderung auf der Basis der soziologischen Systemtheorie nach Niklas Luhmann. Die Basis für diesen Text bildet ein Referat mit dem Titel ‚Früherkennung und Frühintervention in der offenen Jugendarbeit zwischen Unterstützung und Kontrolle‘, das der Autor am 19. März 2013 in Linz anlässlich der Fachtagung ‚Alles noch im grünen Bereich?‘ - Früherkennung und Frühintervention in der Suchtprävention und Jugendarbeit‘ des Instituts für Suchtprävention und der Mobilien Jugendarbeit ‚Streetwork‘ gehalten hat.